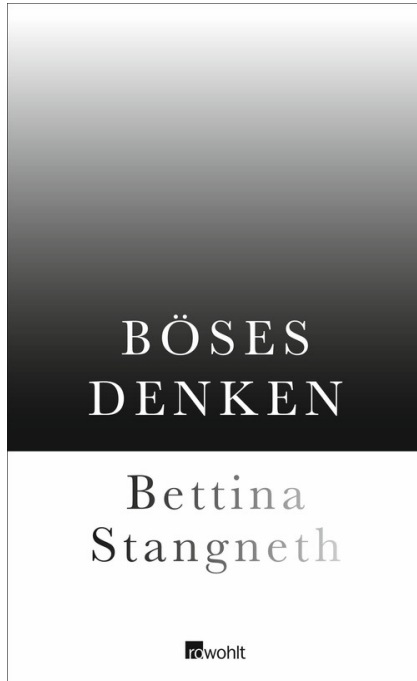


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-06158-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

BÖSES DENKEN
Bettina Stangneth

Rowohlt

2. Auflage August 2016

Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Lektorat Willi Winkler

Einbandgestaltung Anzinger und Rasp, München

Satz aus der Berthold Baskerville

Gesamtherstellung CPI books GmbH,

Leck, Germany

ISBN 978 3 498 06158 6

Inhalt

Widmung

Motto

Einleitung

Ja! Aber ...

Die Suche nach dem Glück
Das Finden der Vernunft
Im Labyrinth der Leitkulturen
Die Neigung zur Inkonsequenz
Skeptischer Optimismus

Wenn ich das gewusst hätte ...

Das unerwartete Böse
Ein neuer Typ des Verbrechers?
Oberflächliche Geschäftigkeit
Konsequenter Anstand
Die Hoffnung auf das Denken

Das wird man doch wohl noch denken dürfen!

Jenseits der Gedankenlosigkeit
Denkungsarten
Die sich verspielende Vernunft
Unbedingte Ernsthaftigkeit
Es ist so bequem, mündig zu sein
Vom bösen zum bösartigen Denken
Sie verstehen doch?
Empathie als Waffe
Willige Weltverschwörer
Zerstörung der Urteilskraft

Von der Moral

Dank

Empfehlungen zum Weiterlesen

Über die Autorin

Inhalt

Zitat auf dem Buchdeckel

Für Willi – die Unruhe, die mich eint.

Unsere Verbrecher sind nicht mehr jene entwaffneten Kinder, die zur Entschuldigung die Liebe anriefen. Sie sind im Gegenteil erwachsen und haben ein unwiderlegbares Alibi, die Philosophie nämlich, die zu allem dienen kann, sogar dazu, die Mörder in Richter zu verwandeln.

Albert Camus, französischer Philosoph, *Der Mensch in der Revolte / Das Absurde und der Mord* (1951)

Nichts ist so einfach wie Moral. Kein Licht, das dem Menschen aufgegangen ist, strahlte je heller, und keine Orientierung hat sich seither als eindeutiger erwiesen. Allen Geschichten, der eigenen kleinen und der großen der Menschheit, zum Trotz – jeder weiß, was damit gemeint ist, und es ist uns umso bewusster, je lieber wir dagegen anreden.

Achte das Leben aller Menschen und versuche wenigstens, die Welt nicht schlechter zu hinterlassen, als du sie vorgefunden hast.

Oder formuliert als Verbot:

Wenn deine Art und Weise zu handeln eine Welt schafft, in der du nicht selber an der Stelle eines jeden anderen leben wollen würdest, dann handle anders.

Was wäre sonst auch moralisch wesentlich! Es kann deshalb niemanden ernsthaft wundern, dass weder Religionen noch Wissenschaften unser Wissen um das, was Moral ist, grundlegend erweitern konnten – es sei denn um allerlei Ausreden, sich vor dem eigenen Anspruch zu drücken und wahlweise Rituale oder ein Werte-Ping-Pong an dessen Stelle zu setzen. Was hätte das Nachdenken über Gott und das Jenseits und die Erforschung der Welt auch an unserem Wissen ändern können, dass es besser zugeht, wenn Menschen einander menschlich begegnen? Viel erstaunlicher als unser unverrücktes Interesse an gut und böse ist deshalb auch etwas ganz anderes, nämlich der hartnäckige Versuch darzulegen, dass es Moral gar nicht gibt und schon jeder Gedanke daran eine Illusion ist, von der man in der Praxis lieber die Finger lässt.

Der Mensch kann wie kein anderes uns bekanntes Lebewesen sein Wissen zur Gestaltung der Welt verwenden, und üblicherweise tun wir das mit atemberaubender Geschwindigkeit und großem Erfolg. Kein Rückschlag kann uns aufhalten, wenn wir uns erst einmal entschieden haben, den Fuß auf den Mond zu setzen. Von der Entdeckung des Feuers bis zum LED-Bildschirm, von der Steinschleu-

der zur Kampfdrohne – die Erfolgsgeschichten unseres Verstehens sind ebenso zahlreich wie jede für sich beeindruckend. Warum also haben wir die moralische Erkenntnis nicht genauso begeistert genutzt? Mehr noch: Warum sind wir so bemüht, sogar kleine Erfolge sofort wieder zunichte zu machen, sobald sich die Gelegenheit bietet? Jeder, der sich eines Morgens entschließen würde, statt mit dem Intercity Express von Hamburg nach Berlin zur Arbeit zu fahren, lieber einmal auf allen vieren gen Osten zu krabbeln oder dem Chef den dringend erbetenen Vertragsentwurf per Brieftäubchen statt als E-Mail zuzustellen, darf sich des Kopfschüttelns seiner Mitmenschen sicher sein. Aber wenn wieder einmal jemand daherkommt und wortreich begründet, warum die Vorstellung der einen Menschheit nichts als eine Chimäre, eine Illusion, ein Hirngespinnst, ist und dass jedes Sprechen von Vernunft, von Freiheit und Menschenrecht allenfalls weltfremde Naivität sein kann – wenn nicht sogar ein gefährlicher Betrug –, dann hören wir immer noch zu. Wenn jemand doch noch einmal sagen dürfen möchte, dass jede andere Kultur unser Leben bedroht, sofern wir nicht als Touristen Eintritt bezahlt haben, um sie am anderen Ende der Welt zu besichtigen, dann nehmen wir seine Sorgen so ernst, als hätten wir all das nie zuvor gehört, geschweige denn längst selber gedacht. Und wenn jemand behauptet, es gebe ernstzunehmende Gründe für das Ermorden von Menschen, die hauptberuflich Bilder zeichnen oder nichts anderes gemeinsam haben, als einen Freitagabend ausgerechnet in dem Café zu verbringen, das der Mörder in unguter Erinnerung hat, dann widersprechen wir immer noch nicht entschieden, sondern stellen lieber gleich mit der Würde der Opfer auch noch unsere Überzeugungen in Frage, weil es ja sein könnte, dass etwas dran ist an dieser Kritik durch Maschinengewehrläufe und Bombengürtel. Geht's noch? – möchte man fragen. Wenn man denn genug Zeit dazu hätte, bevor gleich der Nächste

daherdoziert, dass die Dinge nun einmal so lange differenzierter zu betrachten sind, bis jeder auf seine Weise recht hat, und genau das auch noch als Erkenntnisfortschritt verkauft, samt der Empfehlung, auf alte unnütze Etiketten wie «gut» und «böse», «richtig» und «falsch» lieber ganz zu verzichten, weil sie zum Verständnis von allem und jedem ohnehin nichts beitragen könnten.

Dort, wo jeder, der nicht versteht, als dumm oder doch unverständlich gilt, sind Begriffe der Ratlosigkeit nicht vorgesehen. Vielleicht erklärt schon das allein, warum wir es ungern genau nehmen, wenn Philosophen über das Böse nachdenken und damit die Fähigkeit des Menschen meinen, etwas zu tun, was sie selber für falsch halten. Sollten diejenigen, die doch vorgeben, die Weisheit zu lieben, nicht ohnehin lieber unter sich bleiben, um das heilige Hochplateau des Denkens rein zu halten und über nichts als das Wahre, das Gute und das Schöne zu sprechen, auf dass da etwas glänze, und damit die Unaufgeklärten beständig hinan zu ziehen und die Dummen ebenso zu trösten wie die Teilzeitver zweifeln? Im Urlaub erwartet man ja auch weiße gepflegte Strände, etwas Aufbauendes eben, eine Art Parallelwelt, wo immer die Sonne scheint und noch die Bettler pittoresk zu sein haben, wo niemand hungert oder front und wo es allenfalls den wohligen Sinn des Lebens oder doch seelentröstende Beratung regnet. Einmal im Jahr wenigstens muss doch alles gut sein, damit wir alle so weiterwurschteln können wie zuvor.

Philosophie darf als Meditation daherkommen. Ruhig und ausgewogen, in wohlgewählten Worten und leisen Tönen, abgeklärt und jederzeit vor allem bis zur Selbstzerknirschung vorsichtig – ein bescheiden vorgetragener Sing-Sang, willkommen nur, solange es nicht weh tut oder gar etwas kostet. Nur nichts Unbequemes, bitte. Erlaubt ist allenfalls ein wenig Aufklärungs-Pathos mit etwas anrührender Utopie light oder der erhobene Zeigefinger, weil der

Lausbub schon immer lebensklüger und vor allem lustiger ausgeschaut hat, wenn sich ein selbsternannter Oberlehrer damit blamiert, ihn zur Vernunft zu rufen. So hat man wohlweise erleichtert zu lächeln oder nachsichtig den Kopf zu schütteln über die gepflegte Weltfremdheit, die man nur von Zeit zu Zeit gern sieht, bevor es zurück in den Alltag geht. Zurück zum Ernst des Lebens also, von dem diese Verkopften doch noch nie etwas verstanden haben, weil die wahre Welt so viel anders ist als alles, was man von ihnen darüber hören will.

Dabei galt es einmal als vornehmste Aufgabe des Philosophen, nicht etwa Antworten zu liefern, sondern Fragen zu stellen, also hartnäckig auf das hinzuweisen, was wir keineswegs so gut verstehen, wie wir es gern vorgeben und manchmal selber glauben. Wer sich und anderen ständig den Spiegel vorhält, hat aber selten ein attraktives Image. Darum erzählte schon der griechische Philosoph Aristoteles den zahlenden Besuchern seiner Akademie lieber, dass die Philosophie mit dem Staunen beginnt. Die Vorstellung von großen wissbegierigen Kinderaugen ist natürlich viel sympathischer als der durchdringende Blick des Skeptikers. Außerdem wusste Aristoteles auch sehr genau, dass man einen seiner Vorgänger für eben seine Zweifellei zum Tode verurteilt hatte, jenen Sokrates nämlich, der mit der selbsterteilten Lizenz zum Nörgeln seinen Mitmenschen ständig ungebeten in Cafés auflauerte, um ihnen die Marktunfähigkeit ihrer Theorien vorzuführen. Philosophie, die zur Wirklichkeit hinführt, ist etwas anderes als schöngeistiges Dekor oder folgenloses Phantasieren, und das zu allererst für den, der sie betreibt. Tatsächlich bedroht das kritische Fragen unvermeidlich auch diejenigen, die ihre Macht und ihre Position in einer Gesellschaft vor allem der Hoffnung der Menschen verdanken, dass wenigstens ein paar immer genau wissen, was zu tun ist, und dass es wenigstens einen gibt, der alles im Griff hat.

Insbesondere wer über das Böse spricht, bekennt offen das Gegenteil. Es geht um das, was nicht geschehen sollte, und es geht um diejenigen, die es dennoch tun. Es geht um uns, die wir es nicht fassen können, und um diejenigen, die es erfassen und doch nicht verhindern. Es geht vor allem um etwas, das wir verstanden zu haben glauben und das wir gerade dadurch ständig unterschätzen. Es geht nicht zuletzt um unseren eitlen Stolz darauf, jederzeit zuhören und nachvollziehen zu können, und die damit verbundene Blindheit für die Gefahr, dass andere sich längst auf unseren Wunsch verlassen, alles zu verstehen, also auch sie. Kurz: Wer über das Böse spricht, der warnt – nicht nur vor den unterschätzten Tätern, sondern auch vor der verführerischen Kraft schöner Theorien und einfacher Lösungen.

Was auch sonst! Denn wer wollte heute noch mit einer Erklärung des Bösen Trost verbinden? Dass am Ende alles für irgendetwas gut sei, so wie noch der allerletzte Teufel für die Heilsgeschichte notwendig war und daher die Engel nur mit der Zustimmung ihres Gottes fielen; dass der Fleißige und Begabte sich schließlich doch durchsetzt, weil das Gute die einzig wahre Kraft ist; dass der Schatten nun einmal immer zum Licht gehört – wem soll man das weismachen? Vor allem, wer würde dieses kühle Plätzchen überhaupt noch wollen, seit die «Schatten» Namen wie Adolf Hitler und Josef Stalin tragen? Der charmante Mephistopheles, mit dem es sich so verboten-amüsanant parliert, umgarnt schon lang nicht mehr die Weltenlenker, sondern schlägt sich allenfalls noch als Heiratsschwindler in die Büsche. Und auch wenn es sie tatsächlich gibt, die heimlich aufgekritzelten Bekenntnisse eines Martin Heidegger, dass noch Hitler und Massenmord unabdingbar gewesen wären für das Seynsgeschick (Fragen Sie nicht!) oder be-seelte Kleriker, die bei Tee sich selber rührend erklären, dass es ohne die Verfolgung von Juden ja keine Gelegenheit gegeben hätte für die vielen Zeichen der Menschlichkeit ih-

rer unzähligen Helfer (Fragen Sie bitte auch nicht!) – wär's nicht so herzlos leidensblind, man hätte womöglich noch einen bedauernden Blick für so viel spätreligiöse Heilssehn sucht. Aber ernst, nein, ernst nimmt das doch niemand mehr. Wir wissen, dass wir über etwas sprechen müssen, das nicht vorgesehen war und das nie wiedergutmacht werden kann, weil Menschen es niemals hätten hervorbringen dürfen. Wir ahnen, dass sich etwas Grundlegendes geändert hat, etwas, nach dem sich die schöngeistige Tagesordnung ebenso verbietet wie die geschäftige. Und weil uns die großen Vorspiele im Himmel längst suspekt sind, ist auch weit und breit kein Gott mehr zu finden, dem wir unsere Schandtaten als Heilsplan in die Sandalen schieben könnten. Was wir uns zurechnen müssen, passt einfach nicht mehr zur schönen Idee eines Lehrpfads der Irrungen und Wirrungen mit himmlischem Segen.

Wer heute vom Bösen spricht, der spricht allein vom Menschen.

Früher einmal, als man die Welt und uns noch von Gotteshand wohlgebildet denken konnte, da lag es nahe, das Böse einfach für die Erbschaft des Tiers in uns zu halten, für einen Rückfall in die Primitivität also, eine Regression in Zustände, die wir Anständigen und Gesunden längst überwunden haben. Gewalt, sagt eine alte Mär, könne schließlich nur reizvoll finden, wer es in den angstfreien Raum des Kompromisses, in die Bürgerlichkeit also, nicht geschafft hat oder ihr ruhiges Leben in schöner Ordnung aus unverständlichen Gründen einfach nicht zu schätzen weiß. Wer die Kultur wahrhaft fördert und pflegt, schmeichelte man sich, kennt keine Gewalt mehr und braucht weder Widerstand noch Unbehagen, weil nur der Überforderte noch rebelliert. Was gäbe man drum, wenn das so einfach wäre! Der große englische Philosoph Thomas Hobbes konnte seine Leser noch erschüttern, als er erklärte: «Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf.» Das war 1642. Noch nicht einmal

vierhundert Jahre später würden wir es schon als erfreulichen Fortschritt betrachten, wenn Menschen sich wieder so berechenbar wie Tiere benähmen und wir nicht sogar noch in der wohlgeordneten Freiheit sofort ein Mittel erkennen würden, um uns diejenigen unterzuordnen, die wir nicht wirklich mit an die schön gedeckte Tafel, sondern allenfalls das Silber putzen lassen wollen. Wir kennen längst subtilste Formen der Gewalt aus Kultiviertheit, die kein Barbar sich je hat träumen lassen. Die Hoffnung, das Elend der Unmoral durch verfeinerte Sitten und allerlei bürgerliche Tugendkataloge zu überwinden, scheiterte nicht erst an der deutschen Vorführung perfekter Mordordnung in akkurat sitzender Uniform und mit Himmlerschem Anstand.

Der Blick in den Spiegel der Geschichte samt den Versuchen, sie zu erklären, zeigt vor allem eines: Uns gehen die Ausflüchte aus. Es ist keiner mehr da, dem wir es anhängen könnten. Die meisten Begriffe, die wir erdacht haben, greifen nur noch ins Leere, jedenfalls sobald wir versuchen, sie nicht nur zu sagen, sondern auch zu denken. Wie soll man die Mahnung verstehen, «das Böse» nicht zu «dämonisieren», wo wir doch längst in einer Welt leben, in der keiner mehr Dämonen kennt außer den je eigenen? Wer glaubt wirklich, dass allein der Hinweis auf die Urzeit reicht, um die Irrwege zur erklären, die wir ganz bewusst mit unserem Denken eingeschlagen haben? Wer mag noch auf mehr Empathie hoffen, wo die schlimmsten Foltermethoden vor allem große Einfühlsamkeit voraussetzen und die Fähigkeit, sich an die Stelle des anderen zu denken? Wie behauptet man, dass das System den Menschen moralisch korrumpiert, wenn Menschen doch inzwischen nur allzu gut verstanden haben, wie man Systeme genau so konstruiert, dass sie diesen Zweck erfüllen? Wer hat noch das Selbstbewusstsein, Terrorbanden ein schlichtes Gemüt und Rückständigkeit zu unterstellen, die jedes Kommunikationsmittel und die europäischen Wertvorstellungen so-

gar gut genug verstanden haben, um sie effektiver gegen uns zu verwenden, als wir sie zu erklären in der Lage sind? Und vor allem: Wie verteidigt man bei alledem die Forderung der Aufklärung, dass jeder Mensch sich seines eigenen Verstandes ohne die Leitung eines anderen bedienen solle, wenn wir inzwischen keineswegs mehr so sicher sind, wohin Selberdenken führen kann?

Es gab immer nur wenige, die sich den Luxus der unerschütterlichen Gelassenheit leisten konnten. Uns anderen bleibt nur, noch einmal nach dem Bösen zu fragen, also die Ratlosigkeit und den Schrecken in das Denken zu heben, damit es nicht im Raum je eigener diffuser Ängste bleibt, die sich bei jedem möglichen Anlass unvermittelt Bahn brechen, die sich aber auch wecken lassen, so dass wir vor ebenso unbeherrschbaren wie unnützen Schreckensbildern wie dem «absolut Bösen», «Horrortaten», «Barbarei» und «unmenschlicher Grausamkeit» in Schockstarre fallen und gleich darauf eine Menge unsinniger Entscheidungen fällen. Jede Zeit fordert ihre Begriffe, also den kritischen Blick auf die Ideen und Vorstellungen, die in einer anderen Zeit entstanden sind und ihren Anteil daran haben, dass unsere Zeit so ist, wie sie ist. Begriffe und ihr Medium, das Denken, sind keine harmlose Freizeitbeschäftigung, sondern wirken in dem Moment auf die Welt, in dem sich Menschen mit ihrer Hilfe orientieren und nach ihren Vorstellungen handeln. Darum ist es unsere Aufgabe, immer wieder unsere Werkzeuge des Begreifens zu überprüfen und zu schärfen, und das nicht nur, um besser zu erkennen, wie wir wurden, was wir sind, sondern weil nur so ein gemeinsames Sprechen möglich ist, insbesondere über das, was uns verunsichert. Nicht als Geschichtsschreibung, auch nicht als Mentalitätsgeschichte, sondern als Versuch, die Unklarheit unserer Erfahrungen in uns und miteinander nicht noch durch unscharfe Begriffe zusätzlich zu verwirren. Begriffe sind wie Schlüssel zu Türen, und wer sich die eigene Erfahrung

und die Probleme seiner Zeit aufschließen will, muss nicht nur immer wieder neu fragen, welcher Schlüssel in welches Schloss passt, sondern auch die Räume benennen, die uns noch ganz verschlossen sind. Die Methode, das herauszufinden, ist in der Wissenschaft seit jeher dieselbe: Man fängt mit dem Vertrauten an und schaut, wie weit man damit kommt.

Wie also anders, als mit den beiden stärksten und ebenso heftig umstrittenen Begriffen des Bösen zu beginnen, die die Philosophie zu bieten hat. Es wird nicht gehen ohne das philosophische Gespräch mit Immanuel Kant und Hannah Arendt über das radikal Böse und die Banalität des Bösen. Denn so sehr man auch die Versuchung verstehen kann, einfach alles wegzuwischen und ohne den Ballast alter Gedanken ganz und gar neu anzufangen: Die Vorstellung, dass Philosophie jederzeit von vorn zu beginnen habe, ist nicht nur ebenso eitel wie der Wunsch, der Erfinder des Rades zu sein. Es ist vor allem fahrlässig. Denn wenn wir nicht auf die Hilfe zurückgreifen, die wir überhaupt noch finden können, geben wir mit den längst beschrifteten Denkwegen auch die Begriffe der Verwässerung preis. Mehr noch, wir können nicht mehr verhindern, dass sie genutzt werden, um genau die Verwirrung noch zu steigern, die zu klären wir verpflichtet sind, und dort mit großen Namen und schillernden Worten zu blenden, wo nur einfach mehr Licht sein sollte. Die Tradition des klaren Denkens im Respekt vor Leistungen zu pflegen, die anderen bereits gelungen sind, gehört zu den stärksten Waffen der Philosophie. Wer mag es einen Zufall nennen, dass den Vorschlag zur Abschaffung der Denktradition niemand ernster genommen und vor allem konsequenter zu realisieren versucht hat als die Nationalsozialisten, die den Philosophen so grundlegend misstrauten wie ansonsten nur noch den Journalisten und darum nicht aufhören wollten, den «artfremden Geist» und die «Lügenpresse» samt ihren Vertretern zu vernichten.

Wenn mich meine Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Denken und Handeln etwas gelehrt hat, dann das eine, dass man bestimmte Denkwege nicht allein gehen sollte, weil die Geschichten vom großen Neuanfang immer nur im eigenen Kopf gut klingen. Nun habe ich allerdings auch das Glück, noch zu jener Generation von Philosophie-Studenten zu gehören, der die Möglichkeit offen stand, zu lernen, dass Philosophiegeschichte vor allem eines sein kann: ein Café Central voll von unvergleichlich klugen Gesprächspartnern, die immer Zeit haben. Denn auch wenn es einem durch das Examen hilft, die Klassiker bestmöglich zu imitieren, zu verteidigen oder auch zu kritisieren – der wahre Gewinn für den, der sich zu ihnen an den Tisch setzt, besteht in ihrer Erfahrung mit dem Rüstzeug des Denkens und den Denkbreschen, die sie schon geschlagen haben. Der Kundige wird meine Gesprächspartner und insbesondere die Korrekturen, die ich ihnen verdanke, selbstverständlich jederzeit erkennen. Alle anderen werden diesen Hintergrund nicht brauchen, um mich zu begleiten. Wer anschließend kundig werden möchte oder gern eine Empfehlung für die Tischwahl hätte, um auch den nächsten Tee nicht allein zu trinken, findet am Ende des Bandes die Adressen meiner wegweisenden Denker. Wer Philosophie studiert und seine Prüfungen bestehen möchte, sei ausdrücklich gewarnt: Die vorgestellten Gedanken taugen nicht als Abkürzung zur Interpretation der Klassiker. Die Verantwortung für den hier zu findenden Denkweg tragen nämlich selbstverständlich weder Immanuel Kant noch Hannah Arendt, sondern trage ich allein, und das auch dann, wenn sie in Wort und Gedanken unübersehbar bei mir sind. So bescheiden es auch auf den ersten Blick aussehen mag, sich hinter Begriffen und Argumenten anderer unkenntlich zu machen, so anmaßend und feige ist es, große Namen wie Marionetten auf die Bühne zu führen, um sie heimlich nur nach der Melodie unserer Fragen tanzen zu

lassen. Wer das lebendige Denken will, darf nicht mit der Leugnung eigener Zuständigkeit anfangen. Es bleibt jedem unbenommen, andere Wege zu gehen, eigene Wege, und dort nach Grenzen zu fragen, wo mich nur die Tragfähigkeit interessiert. Insbesondere weil ich weiß, wie viel ich dem intensiven Gespräch mit den großen Philosophen verdanke, das ich in den letzten dreißig Jahren führen durfte, ist mir nur zu bewusst, wann nichts mehr bleibt als das Wagnis, selber ohne Geländer zu denken, also auch ohne sie.

Das Privileg der toten Denker besteht darin, dass kein Interesse einer Zeit der Kraft ihres Denkens je etwas anhaben könnte. Die Pflicht der Lebenden ist es, immer nur so lange bei ihnen sitzen zu bleiben, bis die eigene Kraft wieder zum Weitergehen reicht.

Beginnen wir also an der Seite von Immanuel Kant, denn von ihm stammt eine Antwort auf unsere Frage nach dem Bösen, die so einfach klingt, dass die Folgen gar nicht anders als kompliziert sein können:

Warum verfehlen wir unseren eigenen moralischen Anspruch?

Weil der Mensch es nun einmal kann.

[...]